

ANNE VECHTEL

Werner Schulz und Gerhard Bächer im Gespräch

Zeitzeugengespräche zur Revolution
in der DDR 1989¹

2009 war das Jahr der Erinnerung an die Revolution in der DDR 1989. Auch wir vom Archiv Grünes Gedächtnis haben unsere Zeitzeuginnen- und Zeitzeugengesprächsreihe der Erinnerung an die revolutionäre Zeit von 1989/1990 gewidmet. Wir haben Frauen und Männer zu Gesprächen eingeladen, die sich eingemischt und die Revolution aktiv vorangetrieben haben: im Neuen Forum, in der Grünen Partei in der DDR, im Netzwerk «Frauen für den Frieden». Wir haben sie gebeten, sich in einem öffentlichen Interview an ihre damalige politische Arbeit zu erinnern, sie zu reflektieren und zu diskutieren.

Werner Schulz und Gerhard Bächer blicken aus unterschiedlichen Perspektiven auf die Revolution von 1989: Werner Schulz kommt aus der kirchlichen Friedensbewegung in der DDR, hat sich im Neuen Forum engagiert und ist heute Abgeordneter für Bündnis 90/Die Grünen im Europaparlament. Gerhard Bächer hat als kritischer Musiker gearbeitet, sich dem Grün-ökologischen Netzwerk Arche angeschlossen und Ende 1989/Anfang 1990 die Grüne Partei der DDR mit gegründet.

Auszüge aus dem Interview, das Vera Lorenz am 23. April 2009 mit Werner Schulz zur Dynamik der Bürgerbewegung führte:

Was war der Pankower Friedenskreis?

Werner Schulz: Also der Pankower Friedenskreis war einerseits eine bewusste Verbindung aus den Eindrücken und Erfahrungen der Charta 77 (ČSSR) heraus, also Wohnungsopposition, die es ja auch in der DDR im Prenzlauer Berg in Ostberlin oder Leipzig gab, und der Erfahrung der Solidarność in Polen, also dass eine Gewerkschaftsbewegung entsteht, die den öffentlichen Raum

1 Die Gespräche wurden aufgezeichnet, transkribiert und für diesen Bericht ausgewertet. Dabei sind die Fragen wie die Interviewbeiträge redaktionell bearbeitet worden. Die Tonaufzeichnungen sind im Archiv Grünes Gedächtnis zugänglich.



Werner Schulz bei der Pressekonferenz am 23. September 1991 aus Anlass der Gründungsversammlung von Bündnis 90.

einnimmt und sich im Schutz der katholischen Kirche bewegt und bewegen kann. Bei uns war das in Pankow das glückliche Zusammentreffen, dass mit Ruth Misselwitz eine junge Pastorin nach Pankow gekommen war und wir überlegt hatten, dass jetzt etwas passieren muss in dieser kritischen Situation der Raketenstationierung in Ost und West. Dann gab es im Oktober 1981 eine Veranstaltung in der Pankower Kirche, wo wir gemerkt haben, es gibt ja noch diesen öffentlichen Raum, wo man Veranstaltungen durchführen kann, und das ist die evangelische Kirche. Etliche von uns waren ja getauft und konfirmiert, obwohl wir mehr im eigentlichen Sinne des Wortes Protestanten waren und uns aus der Kirche entfernt hatten. Aber für diesen Zweck haben wir entdeckt, dass es in der Deutschen Demokratischen Republik mit ihren Verfechtern der Räte-Republik noch einen Rat gab, der nicht in den Händen der SED war, und das war der Gemeinde-Kirchenrat. Deswegen haben wir versucht, diesen Gemeinde-Kirchenrat zu besetzen, uns in den Gemeinde-Kirchenrat wählen lassen, einen evangelischen Kindergarten gegründet und dergleichen, damit unsere Kinder nicht dem staatlichen Erziehungsdruck ausgesetzt sind. Der Pankower Friedenskreis hat dann viele öffentliche Veranstaltungen durchgeführt im Gemeindehaus und in der Kirche. Wir haben uns Friedenskreis genannt, die Staatssicherheit hat uns unter der Rubrik OV-Virus – Operativer Vorgang Virus – eingeordnet. Eine treffende Bezeichnung. Wir waren offensichtlich eine ansteckende und akute Gefahr für das MfS.

Was ist Wohnungsopposition?

Werner Schulz: Wohnungsopposition waren die Kreise, die sich in Ostberlin im Labyrinth der Altbauten und Hinterhöfe getroffen haben, um kritische Texte auszutauschen, zu diskutieren oder Kultur miteinander zu erleben, also das, was sich im Umfeld von Wolf Biermann, Gerd Poppe, Werner Fischer, Rainer Flügge und anderer ereignet hat. [...]

Sie konnten ja kein Kino oder Theater mieten oder so etwas. Das fand eben nicht an den Universitäten und in den Clubs statt, sondern in den Wohnungen, mehr oder weniger im Dickicht des Prenzlauer Bergs.

Was bedeutete oppositionelles Engagement für Sie?

Werner Schulz: Es geht, glaube ich, um das ganzheitliche Leben, was wir heute auch in der bündnisgrünen Partei versuchen zu erklären und zu skizzieren. Es ging nicht nur darum, uns einmal in der Woche zu versammeln und politisch zu diskutieren, sondern es ging auch um ein anderes Leben, ohne aus der DDR auszusteigen, also ohne Totalverweigerer zu werden. Ich habe etliche Biografien vor Augen, Leute, die Friedhofsgärtner oder Essensausträger wurden und für sich entschlossen hatten, aus der vermeintlich sozialistischen Menschengemeinschaft auszusteigen. Wir wollten aber innerhalb dieser Gesellschaft eine Veränderung erreichen, das bedeutete, unseren Berufen oder den jeweiligen Tätigkeiten nachzugehen und uns dennoch nicht in die Abhängigkeit des Staates zu begeben. Das war uns besonders wichtig für unsere Kinder. Sie der frühkindlichen Verbiegung im Kindergarten zu entziehen. Der Schule konnte man schlecht ausweichen, obwohl es etliche Vorstellungen über freie Schulen gab, die dann 1989/90 in die Tat umgesetzt wurden. Die Alltagsbewältigung betraf mehr als nur Veranstaltungsorganisation. Wir haben uns häufiger getroffen. Gemeinsam Feste gefeiert und uns in kritischen Situationen beraten. Daraus ist ein Freundeskreis gewachsen, der auch heute noch besteht und der sehr feste und stabile Wurzeln geschlagen hat.

Wussten Ihre Arbeitskollegen, was Sie in Ihrer Freizeit machen?

Werner Schulz: Unterschiedlichst. Ich habe im Institut für Sekundärrohstoffwirtschaft dafür geworben. Ich habe auch Leute gefunden, die mitgekommen sind, gelegentlich zu thematischen Veranstaltungen. Der Institutsdirektor hat mich immer wieder mal vorgeladen und mich verwarnt, dass ich das sein lassen soll, weil er dann nicht mehr seine schützende Hand über mich halten könne. Aber das hat mich nicht sonderlich beeindruckt.

Sie haben es also im Gegenteil nicht geheim gehalten?

Werner Schulz: Nein, das war für mich sehr wichtig. Ich hatte mich bewusst für diesen Friedenskreis entschieden. Ich hätte auch andere Möglichkeiten gehabt, in der Opposition zu arbeiten, doch weil ich darauf bedacht war, möglichst in einem geschützten Umfeld zu wirken und nicht gleich ins Gefängnis zu kommen, kam für mich dieser Friedenskreis infrage. Wenn man Kinder hat, überlegt man

sich das sehr gut, was man tut und wie weit man geht. Es war trotzdem nicht ungefährlich, selbst in diesem evangelischen Friedenskreis. Wir hatten ja auch Verhaftungen und Zuführungen und dergleichen. Aber das, wo später beispielsweise Wolfgang Templin mit dabei war, die Initiative Frieden und Menschenrechte, die sich Mitte der 80er-Jahre gegründet hat, das schien mir gefährlich oder zu gefährlich, weil es außerhalb des kirchlichen Raumes war. Wir hatten immer das Gefühl, im Rahmen der Kirche oder unter dem symbolisch schützenden Dach der Kirche relativ weit gehen zu können und viel veranstalten zu können. Man läuft nicht Gefahr, ins offene Messer zu gehen oder verhaftet zu werden. Es war allerdings auch schwierig, weil wir uns wiederum mit der Kirchenleitung auseinandersetzen mussten, weil die nicht immer das tolerieren wollten, was wir da gemacht haben. Aber wir hatten in Pankow die Mehrheit. Das hat natürlich den Superintendenten Krätschell oft in Bedrängnis gebracht, weil dann etwas ablief, was man in der Berlin-Brandenburgischen Landeskirche – immerhin gab es da den Konsistorialrat Stolpe – nicht unbedingt so wollte. Es war eine permanente Doppel-Auseinandersetzung mit der Kirchenleitung und dem Staat. Wir haben heute den Überblick, dass der Friedenskreis Pankow von 38 IMs durchdrungen war. Das ist eine Quote von etwa 1:3, IM zu Friedenskreismitgliedern.

Erinnern Sie sich gern an die Zeit von 1989?

Werner Schulz: Ja, das war eine unglaublich spannende, unglaublich aufregende Zeit. Eine rasante Zeit und rasante Abfolge von Ereignissen. Es waren mit die bewegendsten Momente, die man im Leben haben kann. Wenn plötzlich etwas in Aufruhr gerät oder ein Umbruch passiert, den man lange erhofft und sich eigentlich nicht vorstellen konnte, das war ganz schwer sinnlich zu erfassen, der berühmte Waaahnsinn mit drei a.

Hat Sie das Tempo überrascht?

Werner Schulz: Es hat einen mitgenommen, in doppelter Hinsicht. Man hat sich auf das Tempo eingelassen, natürlich, klar. Wir haben versucht, in überschaubareren Zeitabständen zu planen und sind doch der Entwicklung hinterher gehechelt. Selbst die kühnsten Vorstellungen und weitreichende Reformen waren plötzlich greifbar oder schon am nächsten Tag überholt.

Wieso sind Sie eigentlich nach Leipzig gekommen?

Werner Schulz: Also das war ein Zufall. Wir hatten in Berlin beim Neuen Forum damit gerechnet, dass die Ereignisse sich in Berlin zuspitzen würden, und hatten dann durch den Aufruf des Neuen Forums erlebt, dass überall in der DDR das Neue Forum gegründet wurde oder Leute dem Neuen Forum beitreten wollten. Wir hatten beim Neuen Forum nichts außer einem anderthalbseitigen Aufruf für ein Neues Forum. Das Neue Forum hatte ja ganz bewusst kein Programm. Das sollte erst in einem basisdemokratischen Prozess entstehen. Die später gegründeten Organisationen und Parteien waren programmatisch aufgestellt. Das Neue Forum hatte mit diesem Aufruf allerdings den Nerv der Zeit getroffen. Dass es

nicht so weitergehen kann, dass darüber öffentlich geredet werden muss, was im Lande schief läuft. Dieser Unmut, dieses Nicht-mehr-mitmachen-Wollen war allenthalben spürbar. Das überwältigende Echo war: Ich möchte da mitmachen; wir wollen, dass das Neue Forum zugelassen wird. Wir beim Neuen Forum waren überfordert, diesen Ansturm zu kanalisieren, zumal klar war, dass wir an der Programmatik arbeiten müssten. Aus Leipzig gab es Signale, dass es sich dort zuspitzt. Wir hatten das im West-Fernsehen gesehen. Es war Leipziger Messe, und da konnte man sehen, wie dort ein Transparent niedergerissen wurde von der Staatssicherheit. Es gab massive Übergriffe und anschwellenden Protest. Es gab dann in der Initiativgruppe des Neuen Forums die Überlegung, dass jemand als Verbindungsmensch dahin geht. Wir hatten keine Telefone oder diese schicken Handys und Faxgeräte. Die Kommunikation lief noch per Rauchzeichen oder von Mund zu Mund. Alle zogen die Köpfe ein, niemand wollte gehen. Das war klar in dieser spannenden Situation. Bärbel Bohley fragte dann, wer denn den Dialekt da unten versteht. Darauf habe ich mich gemeldet, weil ich ja nun mal gebürtiger Sachse bin und mich auch in Leipzig gut auskenne. Von da an hat es mich nach Leipzig verschlagen.

Hatten Sie Angst?

Werner Schulz: Ja. Ich hatte Angst am 9. Oktober das Falsche gemacht zu haben. Ich hatte am 9. Oktober früh morgens damit gerechnet, dass wir verhaftet werden, weil es der letzte Moment war, wo sie die Situation noch in den Griff bekommen konnten. Denn in Berlin gab es am 7. Oktober bereits Prügelorgien auf dem Alexanderplatz. Das hing mit den Protesten zur Kommunalwahl am 7. Mai zusammen, dass an jedem 7. der nachfolgenden Monate Protestveranstaltungen stattfanden. Nun fiel das am 7. Oktober mit dem Republikfeiertag zusammen. Erich Honecker und seine Genossen hatten eine große Party im Palast der Republik mit Swing-Dance-Band und dergleichen. Michail Gorbatschow war gekommen. Draußen standen die Leute, riefen «Gorbi» und protestierten gegen die gefälschte Kommunalwahl. Die Polizei griff ein, verprügelte die Leute, die flüchteten in die Gethsemane-Kirche im Prenzlauer Berg. Die Gethsemane-Kirche wurde daraufhin hermetisch abgeriegelt. Es kam zu brutalen Verhaftungen. Ich rechnete damit, dass nach diesen Exzessen am Montag, dem 9. Oktober, richtig abgeräumt wird. Heute wissen wir, dass es Internierungslisten und -lager gab, dass alles vorbereitet war. Ich hatte früh meine Papiere und was ich so hatte, von dem ich dachte, dass man es nicht finden sollte, aus dem Haus gebracht, und sah vor dem Haus den üblichen Wartburg, den man kannte, mit zwei jungen Männern drin, die früh morgens nichts anderes zu tun hatten, als im Auto zu sitzen und Zigaretten zu rauchen. Ich ahnte, was jetzt ablaufen würde. Ich bin dann über das Hinterhaus, über die Gärten raus, um nach Leipzig zu fahren. Als ich vormittags in Leipzig ankam, sah die Stadt aus wie Wallensteins Lager, wie ein Manövergebiet und nicht wie eine Messestadt. Und dann kam mir in den Sinn: Oh Gott, du Idiot, jetzt bist du in Berlin halbwegs davon gekommen und nun gerätst du richtig in den Schlamassel. Wir alle hatten die Furcht, dass

es die chinesische Lösung geben könnte. Egon Krenz hatte uns das nach seiner Rückkehr aus China deutlich gemacht, mit seinen langen Zähnen, dass er keine Beißhemmung hat, dass er die brutalen Maßnahmen der chinesischen Genossen gut verstehen konnte. Und er hat deutlich gemacht, wenn wir das nachmachen sollten, Demokratie zu verlangen, dann werden wir erleben, dass sich die Partei das nicht gefallen lässt und mit aller Schärfe dagegen vorgehen wird.

Was haben Sie gegen die Angst getan?

Werner Schulz: Ja, Gott, Voraussicht. Geguckt, wo man eventuell... Leipzig ist ja so eine fantastische Stadt, die so viele Innenhöfe und dergleichen hat, wenn man sich auskennt. Ich habe mir vom Nikolaikirchhof ernsthaft angeguckt, wohin man eventuell flüchten könnte, wenn es ganz schlimm kommen sollte, denn irgendwo in den Kugelhagel zu kommen oder niedergedroschen zu werden, dazu hatte ich keine Lust. Ich war allerdings auch – wie soll ich sagen – beeindruckt, als so viele Menschen kamen und eine unüberschaubare Menschenmenge, später war von 70.000 die Rede, sich den Ring entlang wälzte. Das war unglaublich. Wobei die meisten Leute Angst hatten und eine enorme Anspannung und gespenstische Atmosphäre über der Stadt lag. Das war nicht die fröhliche Demonstration wie am 4. November auf dem Alexanderplatz, als viele ahnten, dass es in eine andere Richtung geht und die Staatsmacht nicht mehr zu Gewalt greifen würde. Das war in Leipzig auf der Kippe. Das hat man gemerkt. Da gab es keine Transparente. Es war ein kühler Tag, man hat den Atem gesehen. Die Leute haben großen Mut bewiesen dort zu demonstrieren.

Für Sie war 1989 eine Revolution – nicht Wende, nicht Untergang, nicht Zusammenbruch, sondern Revolution. Warum?

Werner Schulz: Wie definiert man Revolution? Es sind radikale Umwälzungen, radikale Umbrüche. Die Entmachtung der Herrschenden. Die damalige Elite hat komplett die Macht verloren. Sie ist allerdings auf eine demokratische und gewaltlose Weise abgewählt worden. Der Hauptanspruch dieser Revolution waren freie und geheime Wahlen. Das ist etwas, was wir am Runden Tisch auch erreicht und durchgesetzt haben. Das war der entscheidende Punkt. Wir hatten im Neuen Forum eine herzhafte Diskussion mit Rolf Henrich darüber, der der Meinung war, man müsse jetzt richtig Revolution machen. Man müsse den Generalstaatsanwalt stellen bzw. diese Position besetzen, um die Verantwortlichen aus Partei und Staatsführung hinter Schloss und Riegel zu bringen. Das fand keine Mehrheit im Neuen Forum, weil die meisten gesagt haben: Um Gottes Willen, wohin soll das führen? Wir haben noch nicht einmal Büros oder Telefone, geschweige denn Waffen – der Staat war ja bis an die Zähne bewaffnet. Diese bewaffneten Organe unterstanden alle noch der Partei bzw. dem Ministerrat oder Staatsratsvorsitzenden, also den bisherigen Entscheidungsträgern. Es war sinnlos, so etwas zu tun; und hätte alles gefährdet. Ich glaube, auf so etwas hat man gewartet, auf so etwas war man eingerichtet. Wir hatten eine Versammlung beim Neuen Forum, da gab es ein Fernschreiben aus der MfS-Bezirksverwaltung

Gera, wo die Genossen der Staatssicherheit den Aufruf gestartet hatten, dass man doch jetzt endlich zurückschlagen müsse, um diese Konterrevolution zu unterbinden. Das heißt, wenn es einen Anlass gegeben hätte, wenn auf unserer Seite das gewaltsame Vorgehen erkennbar gewesen wäre, dann hätte es einen anderen Verlauf der Ereignisse gegeben. Aber so ist man eben nicht auf die Barrikaden gegangen, sondern an die Runden Tische. Man hat keine Erschießungskommandos eingerichtet oder Guillotinen aufgestellt und es gab keinen Wohlfahrtsausschuss, sondern die frei gewählte Volkskammer. Das ist eine enorme Leistung, eine enorme zivilisatorische Leistung. Wenn man bedenkt, dass solche Revolutionen in der Regel gewaltsam abliefen. Das mag mancher als Fehler oder Schwäche sehen, weil die alte Elite überlebt hat. Aber die Liquidation war nie der Anspruch. Wir wussten nur zu gut, wohin Lenins unerbittlicher Revolutionsgeist geführt hat. Die Forderung lautete nicht: Stasi in den Bau, sondern Stasi in den Tagebau. Das heißt, sie sollten resozialisiert und nicht umgebracht werden.

Auszüge aus dem Interview, das Christoph Becker-Schaum am 4. Juni 2009 mit Gerhard Bächer über sein Engagement in der Grünen Partei in der DDR führte:²

Sie beginnen eine theologische Ausbildung in Naumburg, brechen sie ab und gehen nach Berlin, warum?

Gerhard Bächer: Also, es war auf jeden Fall eine wichtige Zäsur. Der Anlass war: Ich hatte in Naumburg an der Saale Theologie am Kirchlichen Oberseminar studiert, wollte sowieso eigentlich nach Berlin wechseln. Das stand schon fest, weil ich hier den größten Teil meiner Freunde hatte und hier auch mit Musik mehr los war als in der Provinz. Aber der damalige Rektor dieses Seminars ist mir zuvorgekommen und hat mich kurzerhand von einem Tag auf den anderen exmatrikuliert. Na ja, die Studentenbewegung hat mich fasziniert, und ich war einer der Aktivisten, der die studentische Mitbestimmung vorantreiben wollte. Da gab's natürlich Widerstand. Das ist ja logisch. Ich habe ja Gewohnheiten angegriffen. Ich war auch ein bisschen naiv, muss ich sagen. Und dieses großzügige «Natürlich können Dozenten auch kritisiert werden», was heute selbstverständlich ist, das war damals noch nicht so. Vor allen Dingen nicht an einer konservativen kirchlichen Hochschule. Ich habe das aber ernst genommen und habe das auch getan. Wie auch immer, die Ursachen waren vielschichtig. Aber, es war auch eine Entscheidung des Schicksals. Und in Berlin war für mich das

² Carlo Jordan und Vollrad Kuhn, beide vom Vorstand der Grünen Partei in der DDR, beteiligten sich am Gespräch.

Wichtige, hier eine entsprechende musikalische Ausbildung zu machen. Das war nur hier möglich.

In Berlin gab es eine Spezialmusikschule für Unterhaltungsmusik in Friedrichshain, im Weidenweg, wo alle, die Rock, Blues und Jazz gemacht haben, durch mussten, wenn sie Berufsmusiker werden wollten. Also musste und wollte ich auch da durch. Das war so ein bisschen der Background. Die Musik hat mich nach Berlin gezogen.

Sie haben in der DDR freiberuflich als Musiker gearbeitet. Wie sah das denn genau aus?

Gerhard Bäcker: Wenn man professionell Musik gemacht hat, hat sich das ergeben. Man hat Zeiten gehabt, wo man fest in einer Band gespielt hat, aber der Idealfall war so: Wenn man ‚blattsicher‘ war, dann wurde man angerufen: Du ... krank geworden ... kannst du an dem oder dem Tag? Man nannte das ‚Telefonmusiker‘. Das wurde auch gut bezahlt und man hatte keine festen Verpflichtungen. Man war ziemlich frei. Nebenbei habe ich noch unterrichtet im Hauptfach. Und: Ich war musikalischer Leiter am Kulturensemble des Elektro-Apparatewerks eines großen Kombinats in Treptow. Wo heute der Allianz-Tower steht, da waren die Elektro-Apparatewerke, ein großes Kombinat. Und das war einfach witzig. Das bin ich geworden, weil der Chef dieses Kulturensembles mit mir in der Kneipe am Tisch gesessen hat und überlegt hat: Was kann ich für dich tun? Ach, ich brauche einen musikalischen Leiter! Ich sage: Mach' ich. Nach zehn, zwölf Jahren war man einfach reingewachsen in die Szene und war auch ein Faktor in der Szene. Und letztendlich lief das von alleine. Es war nicht so wie heute. Das freiberufliche Leben ist ja sehr hart und man muss sehr viel Marketing für sich selber machen. Das war damals nicht nötig.

Gab es in Ostberlin eine besondere Musikszene, zu der Sie Kontakt hatten?

Gerhard Bäcker: Wenn man von Szene reden will, zum Beispiel die Blues-Szene, wo ich Ende der 70er-Jahre auch ein bisschen mitgemischt habe – die berühmten Bands wie Engerling und Monokel und Freigang. Mit denen hatte ich zu tun. Da gab es ein bestimmtes Lokal «bei Fengler». Das war damals so eine richtige Blues-Hölle. Da traf man sich einfach. Und es gab doch eine Menge Jugendclubs, wo jede Woche, ganz regelmäßig, Bands auftraten. Auch in Treptow, in der Puschkinallee, gab es einen Jazzclub, in der Krausnickstraße. Es gab unendlich viele Clubs, kann man schon sagen. Die Kreiskulturhäuser hatten die Stadtbezirke zu organisieren, und unter deren Dach gab es dann auch die verschiedensten Jugendclubs, die auch eine ganze Menge Life-Veranstaltungen gemacht haben.

Später, die Unterhaltungsbranche, das muss man sich so vorstellen: im ganzen Land hatten alle Betriebe große Kulturfonds. Es gab mindestens vier, fünf große Feste im Jahr, die die Betriebe mit ihren Mitarbeitern gefeiert haben: 1. Mai, Frauentag, 7. Oktober – also die Staatsfeiertage –, dann Weihnachten usw. Dann gab es auch noch für jede Branche einen extra Ehrentag. Und immer wurden große Feste gefeiert mit großen Programmen und mit Life-Musik. Man kann sich

das vorstellen wie Friedrichstadt-Palast heute, nur ein bisschen kleiner, also mit Life-Bands, Sängern, Artisten usw. Wir hatten gut zu tun!

Waren in dieser Szene kritische Stimmen zu hören?

Gerhard Bächer: Die beiden letzten Jahre vor der Wende habe ich ein Projekt gemacht – 1987 – mit der Chansonsängerin Gerlinde Kempendorff. Die hat vorher nur mit einem Pianisten gearbeitet. Wir haben uns auf diesem «Traumschiff» kennengelernt. Da waren wir als Band und sie als Darbietung. Wir haben festgestellt: Wir müssen eigentlich was Politisches machen; das war so im Sommer.

In Frankfurt/Oder waren immer die Chansontage der DDR. Und da haben wir – niemand wusste, was wir machen – das Programm vorgestellt. Sie war auch clever. Sie hatte eine Freundin beim Rundfunk der DDR. Das wurde also vom Rundfunk mitgeschnitten und live gesendet. Das gab es normalerweise gar nicht. Aber das zeigt, dass schon Ende 1987 die Stimmung und Situation bei vielen Menschen so war. Sie haben sich etwas getraut. Selbst Leute beim Rundfunk der DDR, der ja streng überwacht war, haben etwas gewagt. Diese Mitarbeiterin hat mit Sicherheit einen fürchterlichen Anraunzer gekriegt – aber das Konzert war über den Rundfunk, über den Sender gelaufen. Das war Realität. Das war nicht mehr zurückzudrehen.

Es hat einen fürchterlichen Aufruhr gegeben bei diesen Chansontagen. Und obendrein hat dann auch noch diese Abteilung des Rundfunks der DDR am selben Abend einen Preis gestiftet, den sie uns für dieses Konzert gegeben haben. Um das zu manifestieren, um das festzumachen. Das fand ich schon sehr mutig, von allen Beteiligten.

Na gut, wir haben gesagt: Was soll uns passieren? Wir wussten, dass da Leute – damals gab es ja noch keine so schönen Recorder – die Texte mitgeschrieben haben, oft falsch. Das hat die Gerlinde immer wunderbar weggebügelt. Wenn sie eingeladen wurde zum Gespräch, hat sie die Originaltexte mitgenommen und hat gesagt: Ich will Ihnen mal gleich die Originale geben, so können Sie dann Ihre Mitschriften korrigieren.

Aber Ende 1987 war schon so eine Stimmung da. Die Menschen haben sich getraut. Sie haben sich mehr getraut – sage ich mal so. Es war schon was im Aufbruch. Ich kann mich an ein Konzert erinnern im Magdeburger Dom. Da waren ca. 400 Menschen da. Und da hätte man eine Stecknadel fallen hören können, so eine Spannung war da. Wir haben mit dieser Musik und diesen Texten – mit diesen kritischen Texten – etwas zum Ausdruck gebracht, was alle dachten, was aber bis dahin keiner formuliert hatte. Das war eine wichtige Aufgabe der Kunst.

Die Kunst hatte in der Vorbereitung der Wende, in der Entwicklung dahin eine wichtige Funktion, sowohl die Theaterschaffenden als auch die Musiker, die Unterhaltungsmusiker bis hin zu den großen Orchesterleitern wie in Leipzig Kurt Masur. Wir hatten die Öffentlichkeit. Und wenn Leute, die die Öffentlichkeit haben, etwas formulieren, was sich niemand bis dahin getraut hat, und plötzlich wird das auf einer Bühne gesagt – öffentlich –, dann fangen die Menschen auf

einmal an, sich auch mehr zu trauen. Überhaupt zu trauen, das zu denken und auch darüber zu sprechen.

In dieser musikalischen Entwicklung war das für mich eigentlich die interessanteste Arbeit. Wir haben uns nur leider persönlich nicht so verstanden, und das ging dann relativ schnell wieder auseinander. Aber dieses Projekt! Wir haben dann auch im Rundfunk Aufnahmen gemacht usw. Das kann man sich heute nicht mehr vorstellen, dass man nicht einfach irgendwo in ein Studio geht und was aufnimmt. Es gab nur den Rundfunk in der Nalepastraße und in der Brunnenstraße das Amiga-Studio. Schluss. Das war's.

Und die Blues-Messen, die 1986, 1987 stattfanden?

Gerhard Bächer: Ja. Aber das war ja vor allen Dingen konzentriert hier auf Berlin, um die Ecke hier: Samariterkirche und Gethsemanekirche. Ja, das fällt alles in diese Zeit hinein. Plötzlich fängt es an zu brodeln. Und die Musik war – wie soll ich sagen? – eine Sprache, mit der Dinge ausgedrückt wurden, ein Verständigungsmittel.

Und wie haben Sie die oppositionelle Szene im Prenzlauer Berg erlebt?

Gerhard Bächer: Also, viele Leute kannte ich ja schon aus meiner Studienzeit Anfang der 70er-Jahre. Solche Leute wie Markus Meckel oder Gutzeit, das waren Kommilitonen von mir in Naumburg. Dann hatte ich hier in Berlin meinen Freundeskreis. Das war hauptsächlich das Umfeld von Wolf Biermann. Als Biermann ausgebürgert wurde, sind 80 Prozent meiner Freunde hinterher. Die haben einen Ausreiseantrag gestellt und sind dann irgendwann auch in den Westen gegangen. Ich kann nicht sagen, warum ich nicht... Ja, doch! Ich hatte ein kleines Kind. Das war wahrscheinlich das Hauptmotiv, hier zu bleiben. Aber ansonsten? Ich war auf dem Weg in meine Nische als freiberuflicher Musiker.

Aber um diese Zeit – 1975, 1976 – gab es schon Aktivitäten in dem Sinne, was wir als «Rotweinparys» bezeichnen würden, wo heftigst gesprochen und diskutiert wurde, wo auch Lieder gesungen wurden usw. Aber das hatte keine Organisationsform. Und das haben die mit der Ausbürgerung damals tatsächlich geschafft, dass erstmal eine Zäsur war, dass – wie soll ich sagen? Der Lebensnerv der Opposition war durchgeschnitten. Da gab es viel Resignation. So würde ich auch mein Gefühl in dieser Zeit beschreiben: Resignation.

Opposition war ja normal. Ich hatte fast nur Umgang mit Leuten, die so gedacht haben wie ich, die kritisch gedacht haben, und ganz automatisch auch in Verbindung mit der Kirche standen. Die Kirche war das Dach für alle kritischen Aktivitäten. Ohne diesen Schutz wäre das nicht gegangen – entweder Privatwohnung oder Kirche. Es gab eine Welle von Resignation Ende der 70er-Jahre, weil eben so viele Leute in den Westen gegangen wurden. Das Gefühl: Das schaffen wir nicht. Hier an diesen Schrauben – das schaffen wir nicht, da wirklich dran zu drehen. Biermann war so die Symbolfigur, dass etwas möglich ist.

Ich habe mich dann, wie gesagt, nur noch um die Musik gekümmert. Hatte die Nische des freiberuflichen Musikers. Das war ja ein Sonderstatus. Es gab



Informationsgespräch über die Grüne Partei in der DDR, v.l.n.r.: Carlo Jordan, Vollrad Kuhn und Gerhard Bächer.

keine Partei. Es gab keine Gewerkschaftsleitung. Die Gewerkschaft hat ja damals eine ähnliche Funktion wie die Partei gehabt. Aber ich musste diesen harten Produktionsalltag der DDR nicht auf mich nehmen. Dieses Nischendasein, das wir Künstler hatten, bedeutete auch eine relative Freiheit. Ich hatte nicht so viel Widerstand im täglichen Leben. War auch so was wie Rückzug.

Das ging erst 1987 wieder los, wo ich dann auch zu Veranstaltungen in die Gethsemanekirche, in die Samariterkirche usw. gegangen bin und letztendlich bei der Arche gelandet bin, bei der Ökologiebewegung der evangelischen Kirche.

Wie kommt ein kritischer Musiker zum Grün-ökologischen Netzwerk Arche?

Gerhard Bächer: Also, ich wollte mich ja nicht in diesem Sinne organisieren. Die Umweltbibliothek habe ich schon besucht und irgendwann bin ich zur Arche nach Friedrichsfelde. Dort, im Gemeindehaus in Friedrichsfelde waren ja immer die Treffen. Und dann hat sich das so ergeben. Ich sage immer: Ich bin irgendwie rein gerutscht. Es war nicht so, dass ich gesagt habe: Jetzt will ich aber kämpfen und will mich organisieren oder so. Es war wie ein Sog, vielleicht kann man das so bezeichnen.

Es gab eine heftige Diskussion in der Arche um eine Grüne Liste beim Neuen Forum, warum?

Carlo Jordan: Also, Bärbel [Bohley] fand das nicht so verkehrt, weil das Neue Forum ja letztendlich das Konzept einer positiven Nationalen Front hatte. Sie sagten ja: Also, wir sind jetzt die Neuen. Und unter dem Dach des Neuen Forums gibt es auch Doppelidentitäten. Es kann auch ein SED-Mitglied, es kann einer, der in der SPD war wie Platzek, in der Bauernpartei, zugleich im Neuen Forum sein. Also in dem deutschen Parteienspektrum fehlt im Osten eigentlich nur eine Partei: die grüne. Also müssten wir uns doch zunächst mal im Neuen Forum

sammeln können. Wir wollten nach osteuropäischem Vorbild, weil es dort schon mehrere grüne Parteigründungen gab – ich war selbst bei der litauischen dabei –, auch in der DDR eine grüne Partei. Bei diesem Meinungsbild kam heraus, dass die Mehrheit wünschte, dass wir eine grüne Partei auch in der DDR gründen. Daraufhin beschlossen wir [eine Parteigründungs-]Initiative. In dem Moment habe ich Gerhard Bächer kennengelernt.

Gerhard Bächer: Ja. In dem Moment wurde ich aktiv und habe gesagt: das müssen wir jetzt durchziehen. Es war ja nicht so, dass plötzlich alle gejubelt haben, sondern da ging es ja erstmal richtig los. Es gab ja auch die verschiedensten Interessen.

Was waren die Beweggründe für die Initiative zur Gründung der Grünen Partei in der DDR?

Gerhard Bächer: Es wurde schon deutlich, dass es auch erheblichen Widerstand aus der Umweltbewegung gegen eine Parteigründung gibt. Die Zeit rannte ja auch davon. Die anderen hatten sich schon formiert, so dass wir gesagt haben: also, jetzt müssen wir etwas tun! Wir haben dann auch den Weg der Basisdemokratie verlassen und haben – in dieser Gründungs-Initiative, die aber auch über zwanzig Mitglieder hatte – gesagt: beim Umwelttag gründen wir einfach die Partei. Wir machen das jetzt einfach. Das war ja auch letztendlich der Grund, warum das so lange gedauert hatte. Die Diskussion wurde DDR-weit geführt. Das war eben wichtig. Es war eben nicht eine kleine Gruppe wie bei dieser SPD-Gründung, die sich im Dorfpfarrhaus getroffen hat und gesagt hat: Wir sind jetzt eine Partei, sondern das war schon ein ziemlich langer Diskussionsprozess, der da hingeführt hat. Bloß in dem Moment, im November oder so, haben wir dann gesagt: Also, jetzt ist es soweit. Wenn wir es jetzt nicht machen, fährt der Zug [ohne uns ab].